

MARY BURTON



So still
die Toten

Inhalt

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

Epilog

Weitere Titel der Autorin

Die Alexandria-Reihe

Band 1: Das Flüstern der Alpträume

Band 3: Der Preis der Sünde

Die Richmond-Reihe

Band 1: Mein Wille sei dein Wille

Band 2: Niemand hört dich schreien

Die Texas-Reihe

Band 1: Das siebte Opfer

Band 2: Dunkles Leid

Band 3: Niemals vergeben, niemals vergessen

Über dieses Buch

Nichts wird an dich erinnern ...

Nur einen Haufen blank polierter Knochen - mehr lässt der Serienkiller nicht von seinen Opfern übrig. Detective Malcolm Kier hat den sadistischen Arzt Dr. James Dixon im Verdacht, der dank seiner Anwältin Angie Carlson jedoch bisher immer freigesprochen wurde. Aber dann gerät auch Angie ins Visier des Killers - und Kier steht mit seinen Ermittlungen wieder ganz am Anfang. Und immer mehr Knochen von jungen Frauen werden in Virginia gefunden ...

Über die Autorin

Mary Burton ist im Süden der USA aufgewachsen und hat an der Universität von Virginia Englisch studiert. Nach einer Karriere im Bereich Marketing begann sie äußerst erfolgreich Thriller zu schreiben. Burton lebt und arbeitet in Virginia. Weitere Informationen über die Autorin finden Sie unter: www.maryburton.com.

MARY BURTON

So still die Toten

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Karin Will*



beTHRILLED

Digitale Neuauflage

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2011 by Mary Burton

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Merciless«

Originalverlag: Zebra Books als Teil der Kensington Publishing Corp., New York, NY, USA

Published by arrangement with Kensington Publishing Corp., New York, NY, USA.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2013/2019 by LYX/Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Claudia Schlottmann

Covergestaltung: Tanja Østlyngen unter Verwendung von Motiven von ©

Shutterstock: AlexanderTrou | ileana_bt

eBook-Erstellung: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-7325-7554-1

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Prolog

Der faulige Geruch nach verwesendem Fleisch weckte die Frau aus dem Dämmer Schlaf der Betäubungsmittel und brannte ihr in Nase und Lunge, als hätte jemand soeben eine Ammoniakampulle geöffnet.

Sie blinzelte, kämpfte sich ins Bewusstsein zurück und suchte in der pechschwarzen Finsternis nach irgendeinem Hinweis auf Ort oder Zeit. Aber da war nichts außer dem Gestank, der mit jedem Atemzug stärker wurde. Sie hustete und würgte. Ihr Magen zog sich zusammen, und sein Inhalt stieg ihr in die Kehle.

Sie hob eine zitternde Hand zum Mund und spürte bei der leichten Bewegung einen stechenden Schmerz in Muskeln und Rippen. Sie hielt inne und wagte aus Angst vor weiteren Schmerzen nicht mehr, sich zu bewegen. Doch die Übelkeit war stärker als alles andere und zwang sie schließlich, sich auf die Seite zu rollen. Tränen stiegen ihr in die Augen, als sie den Rand des Metalltischs umklammerte und sich erbrach, bis ihre Kehle brannte.

Als das Schlimmste überstanden war, drehte sie sich wieder auf den Rücken und atmete nur noch flach, während sie in die Dunkelheit starrte. Sie schloss die tränenden Augen und wischte sich mit den Fingerspitzen vorsichtig den Mund ab. Der Geruch hing immer noch in der Luft, aber die schlimmste Übelkeit war vorüber.

Nachdem sie dem Brechreiz nachgegeben hatte, blieb nur noch der Schmerz. *Nur*. Jeder Quadratzentimeter ihres Körpers brannte, pochte, pulsierte.

Furcht stieg in ihr auf, doch sie bezwang sie schnell. Jetzt war nicht der richtige Moment für einen Zusammenbruch.

Sie blinzelte. Ein Mal, zwei Mal. Doch die stinkende Finsternis wollte nicht weichen. Es konnte helllichter Tag sein oder Nacht, Winter oder Sommer. Unmöglich zu sagen.

Noch ein Mal versuchte sie, sich aufzurichten, doch alles in ihr schrie vor Schmerz, und sie sank wieder zurück.

Wo war sie? Was war geschehen? Sie musste hier raus.

Versuch, dich zu erinnern.

Während der letzten Wochen hatte sie das Gefühl gehabt, dass jemand sie beobachtete. Zunächst hatte sie geglaubt, es sei nur Einbildung. Doch so sehr sie das Gefühl auch zu verdrängen versuchte, jedes Mal, wenn sie ihre Wohnung verließ, zur Arbeit ging oder am Pilateskurs teilnahm, wurde es stärker. Sehr bald überlegte sie es sich zweimal, ehe sie das Haus verließ. Sie war nicht mehr ins Fitnessstudio gegangen und auch nicht in ihre Lieblingsklubs. Ihre Welt war auf den kurzen Weg zwischen ihrem Zuhause und ihrer Arbeitsstelle zusammengeschrumpft.

Und dann waren die Briefe gekommen. *Ich liebe dich. Für immer vereint. Du bist immer in meinen Gedanken.*

Die Botschaften waren eine Erleichterung gewesen. Bei der ersten hatte sie sogar lachen müssen. *Natürlich!* Ihr Ex war der Stalker. Sie hatten sich seit drei Wochen nicht gesehen, aber sie wusste, dass er der Spanner war. Er liebte dunkle, erotische Spiele. Er jagte ihr gern Angst ein, und es gefiel ihm, sie aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Nachdem sie wusste, dass er es war, der sie beobachtete, hatte sie engere Röcke und Pullis getragen, sich einen aufreizenden Gang angewöhnt und gehofft, dass ihn Eifersucht quälen würde. Sie hatte einen jüngeren Mann kennengelernt, und es hatte ihr Spaß gemacht, mit ihm herumzuknutschen, wissend, dass ihr Ex sich im Schatten herumdrückte.

Als sie das rote Samtkästchen mit dem Elfenbeinanhänger gefunden hatte, war ihr klar gewesen, dass sie gewonnen hatte. Sie hatte Macht über ihn, und

bald würde er um Verzeihung betteln. Das hatte sie beflügelt. Männer waren simpel. Und schwach.

»Oh Gott«, flüsterte sie.

Es war tatsächlich jemand hinter ihr her gewesen. Hatte sie beobachtet und Pläne geschmiedet. Doch es war nicht ihr ehemaliger Liebhaber gewesen.

Trotz Schmerzen und Übelkeit kämpfte sie sich hoch. »Ich bin am Leben. Und das zählt.« Sie wiederholte die Worte wie ein Mantra.

Immer wieder blinzelte sie. Die Schwärze sollte weichen, Gestank und Schmerz sollten sich in Luft auflösen. Aber kein Licht ging auf magische Weise an. Das Atmen tat weh, und der Fluss ihrer Gedanken stockte wie dunkles Brackwasser.

Wo war sie zuletzt gewesen? Im Theater? In ihrer Wohnung? Im Klub?

Und dann fiel es ihr wieder ein. Sie war ins Duke Street Café gegangen, wo eine spontane Party stattgefunden hatte. Jemand hatte beschlossen, eine großzügige Spende an das Theater zu feiern. Durch die Zuwendung konnten die Gehälter weiterbezahlt und im Frühjahr eine größere, teurere Inszenierung auf die Beine gestellt werden.

Es war ein ausgelassenes, glanzvolles Fest gewesen, und sie hatte sich gut amüsiert. Der Champagner war in Strömen geflossen – am Ende hatte sie gar nicht mehr mitgezählt, wie oft der Ober ihr Glas nachgefüllt hatte. Ihr Ex war natürlich nicht gekommen. Auf öffentlichen Veranstaltungen traf er sich nie mit ihr. Aber ein anderer Exfreund von ihr hatte sie angegraben, und weil sie sich so gut gefühlt hatte, hatte sie zurückgeflirtet. Es war lustig gewesen, berauschend.

Wie nur war sie nach einer solch wundervollen Party in diese Horrorhöhle gelangt?

Sie rief sich den Ablauf des Abends ins Gedächtnis. Champagner. Musik. Gesang. Eine Kleinigkeit zu essen. Irgendein Typ, ein Kumpel ihres Exfreunds, hatte ihr

Kokain angeboten, aber sie hatte abgelehnt, weil sie wusste, dass sie dann die ganze Nacht aufgedreht sein würde. Sie hätte beim Fototermin am nächsten Morgen zu verquollen ausgesehen.

Hatten der Schauspieler und sein Freund ihr doch etwas untergejubelt?

Die Gedanken in ihrem Kopf verschwammen. Es gelang ihr nicht, die Erinnerungsfetzen beiseitezuschieben, um an die entscheidenden Details heranzukommen. Sie hatte nur die Party und danach dieses dunkle, feuchte Loch, in dem es nach Tod roch. Der Teil dazwischen fehlte.

Es spielte keine Rolle, wie sie hierhergekommen war. Wichtig war, dass sie wieder herauskam. Und wenn sie überhaupt in irgendetwas gut war, dann in Schadensbegrenzung.

Sosehr sie ihre Augen auch anstrenge, sie konnte nichts um sich herum erkennen. Es war still wie in einem Grab. Und dann hörte sie plötzlich, wie ein Wasserhahn aufgedreht wurde und Wasser plätscherte.

Sie drehte den Kopf. »Ist da jemand?«

Das Wasser gurgelte und blubberte, doch niemand antwortete.

Während die Angst ihr fast die Luft abschnürte, schob sie die Beine über den Rand des Metalltisches. Ihr war schwindlig, der Schmerz war kaum auszuhalten, und wieder revoltierte ihr Magen. Sie hielt inne und wartete, bis ihr Körper sich beruhigt hatte.

Vorsichtig setzte sie die Füße auf den kalten, nassen Steinboden. Unwillkürlich verkrampften sich ihre Zehen. Die schleimige Fläche, die an den Grund eines Sees erinnerte, ekelte sie.

Ihre Beine zitterten heftig, als sie aufstand und ihr Gewicht auf die Füße verlagerte. Jeder einzelne Muskel tat ihr weh. Ihr Kleid fühlte sich feucht an, aber sie hatte keine Ahnung, warum.

Das beruhigende Tröpfeln des Wassers blieb weiter ihre einzige Orientierungshilfe. Es klang, als wäre es irgendwo rechts von ihr. Zumindest hatte sie jetzt eine Richtung.

Wenn sie das Wasser gefunden hatte, würde sie überlegen, was als Nächstes zu tun war.

Sie tat einen zaghaften Schritt vom Tisch weg. Ihr Körper war schweißnass. Das Kleid klebte ihr an den Brüsten und schmiegte sich so eng an ihre Brustwarzen, dass sie sich nackt fühlte. Doch so gern sie ihre Blöße mit den Händen bedeckt hätte, sie brauchte ihre ausgestreckten Arme, um das Gleichgewicht zu halten.

Mit jedem Schritt wurde der Gestank schlimmer und der Drang, sich abzuwenden, stärker. Trotzdem bewegte sie sich langsam in Richtung des Wassers. Ohne Vorwarnung stieß ihr Knie gegen etwas, das eine riesige Metallwanne sein musste. Ein heftiger Schmerz durchzuckte ihr Bein. Sie keuchte auf, und beinahe hätte der üble Geruch sie überwältigt.

Instinktiv drehte sie sich von der Wanne weg. »Mist.«

Sie hatte nicht die Kraft, zum Tisch zurückzugehen, den inzwischen das undurchdringliche Dunkel verschluckt hatte.

Tränen stiegen ihr in die Augen und liefen ihr über die Wangen. Es wäre so leicht gewesen, aufzugeben. Doch sie war noch nie jemand gewesen, der schnell aufgab.

Mit dem gebieterischsten Ton, zu dem sie fähig war, sagte sie: »Ich will wissen, ob jemand hier ist.«

Die Schatten um sie herum schwiegen hartnäckig, ruhig und unbeeindruckt von der Strenge in ihrer Stimme. Die einzige Antwort auf ihre Worte war das stete, leise Tröpfeln in die Wanne.

»Ich dürfte gar nicht hier sein«, sagte sie. »Das ist ein schreckliches Missverständnis. Bei der Arbeit warten sie auf mich. Wenn ich nicht komme, rufen sie die Polizei an.«

Sie fuhr sich mit zittrigen Fingern durch die zerzausten Locken und straffte ihre Schultern. Ihre Knochen knackten,

als wäre sie gerade neunzig geworden und nicht einundzwanzig. Was war ihr nur zugestoßen? »Ich verlange zu erfahren, wo ich bin.«

Diesmal regte sich etwas in einer Ecke. »Du verlangst? An deiner Stelle würde ich nichts verlangen. Ich würde betteln.«

Beim Klang der rauen, abgehackten Stimme drehte sie ruckartig den Kopf. »Warum sollte ich betteln?« Schon als sie die Frage stellte, wusste sie, wie absurd sie war. Sie würde betteln und alles tun, was von ihr verlangt wurde, um hier herauszukommen. »Um was soll ich betteln?«

»Vielleicht zunächst ein Mal um dein Leben.« Seine Stimme war so sanft, beinahe samtig. Und für einen Augenblick klang sie sehr vertraut. War er auf der Party gewesen? Wo hatte sie diese Stimme schon ein Mal gehört?

Sie lehnte sich gegen die Wanne, weil sie fürchtete, ihre Beine könnten unter ihr nachgeben. »Ich habe keine Angst.«

Durch die Finsternis schlängelte sich ein leises Lachen, das sie mehr erschreckte, als wenn der Schattenmann Drohungen ausgestoßen hätte. »Du solltest aber Angst haben.«

Tränen strömten ihr über die Wangen, doch sie hob entschlossen das Kinn. »Was ist das für ein Geruch?«

»Verwesendes Fleisch.«

Dieses Mal wurden ihr die Knie weich. Sie sank zu Boden und versuchte, mit langen Fingern Halt auf dem Stein zu finden. »Warum?«

»Warum? Warum du hier bist? Warum sich verwesendes Fleisch im Raum befindet? Warum was?«

Seine Stimme bohrte sich wie ein Messer in ihren Körper. »Warum ich?«

Sie hörte Schritte auf dem Steinboden, die sich zu entfernen schienen. Einen panischen Augenblick lang dachte sie, er würde sie in diesem grauenvollen Verlies allein lassen. Stattdessen knipste er das Licht an.

Augenblicklich durchflutete Neonlicht den Raum. Sie zuckte unwillkürlich zusammen und schloss die Augen, um sie vor der Helligkeit zu schützen. Dann öffnete sie die Lider vorsichtig wieder und gewährte dem Licht nach und nach Einlass in ihre Pupillen.

Als sie ihren Kerkermeister schließlich scharf sehen konnte, stand er genau vor ihr. Er trug enge Jeans, einen dunklen Pulli und Gummihandschuhe. Er sah so normal aus. Sogar attraktiv.

»Kenne ich Sie?«

»Spielt keine Rolle.« Er klatschte in die Hände.

»Möchtest du dich umsehen, ehe wir mit der Arbeit anfangen?«

Sie drehte sich zu der Wanne um, die offenbar die Quelle des Gestanks war. Sie enthielt eine widerwärtige, faulige Brühe aus dunklem, schleimigem Wasser. An der Oberfläche trieben undefinierbare schmierige Fetzen. Verdammter Mist! War das etwa Fleisch, das noch halb am Knochen hing?

Sie stieß einen Schrei aus und wandte sich ab. »Was ist das?«

»Hier beginnt der Prozess der Säuberung. Das Fleisch muss vom Knochen abgelöst werden, bevor ich ihn polieren kann.« Sie hörte seiner Stimme an, dass er den Augenblick genoss. »Wir fangen jetzt besser an. Es gibt viel zu tun.«

»Was zu tun? Wo sind wir hier?«

»Weit weg von allen, die dir helfen könnten.«

Sie begann am ganzen Leib zu zittern. »Wo *bin* ich?«

»Wo ich meiner Arbeit nachgehe. Meine Kunst erschaffe.«

»Was für eine Kunst?«

»Schau dich um.«

Sie drehte den Kopf nach hinten und sah eine Werkbank, ausgestattet mit Sägen, Schnitzmessern und Polierschwämmen. Sie fühlte sich an die Werkstatt eines

Juweliers erinnert. Bis sie ihn sah – den polierten, weißen Oberschenkelknochen.

»Das ist keine Kunst!«

»Die Kamee, die ich dir geschenkt habe, schien dir zu gefallen.«

Sie hob die Hand an die Halsgrube, wo sie den Anhänger noch vor wenigen Tagen getragen hatte. »Die war aus Knochen?«

Er zwinkerte ihr zu. »Ich mag es, wie Knochen im Licht glänzt, du auch? Menschenknochen lassen sich schnitzen wie Sandstein.«

»Sie müssen wahnsinnig sein.«

Die blauen Augen funkelten. »Jedem das Seine.«

»Bitte, tun Sie mir das nicht an.«

»Es geht jetzt nicht mehr anders.«

»Natürlich geht es. Ich werde nichts verraten.«

Dann, als hätte sie überhaupt nichts gesagt, meinte er: »Wenn wir jetzt anfangen, sind wir nächste Woche um diese Zeit fertig.« Mit seiner ruhigen, behandschuhten Hand ergriff er ihren Ellbogen und zog sie zum Stehen hoch. »Bringen wir dich zum Tisch zurück.«

Ihre Beine schienen aus Gummi zu sein, und ihr Inneres brannte wie Feuer. Als sie an sich hinabblickte, sah sie, dass ihr Kleid und ihre Beine blutverschmiert waren. Der Boden zu ihren Füßen war voller kleiner, dunkelroter Blutstropfen.

»Was haben Sie mit mir gemacht?«

Er führte sie zum Tisch. »Ich habe gar nichts gemacht. Hinauf mit dir.«

»Mir tut alles weh.« Jemand war in sie eingedrungen, hatte sie verletzt. Erinnerungsfetzen blitzten vor ihrem geistigen Auge auf: jemand, der mit solcher Brutalität in sie hineinstieß, dass sie laut aufschrie. Er hatte gelacht und noch härter zugestoßen, und dann hatte er sich herab gebeugt und ihr in die Schulter gebissen, bis sie

blutete. Er hatte Fotos gemacht. »Sie haben das mit mir gemacht! Sie!«

»Nicht ich. Er.«

Ihr war schwindlig, und der Schmerz lähmte ihre Muskeln. »Es gibt noch jemanden?«

Er ignorierte die Frage. »Du hast eine perfekte Knochenstruktur. Deine Wangenknochen sind vollkommen symmetrisch. Als hätte ein Künstler sie geformt.«

»Bitte«, flüsterte sie.

»Mutter Natur kann so launisch sein, aber bei dir hat sie sich wirklich selbst übertroffen.«

Sie legte sich nach hinten auf das kalte Metall. Ihr Körper gab der Erschöpfung nach. Ihre letzten Reserven waren aufgebraucht. Sie war vollkommen leer. »Was werden Sie mit mir machen?«

Aus den Schatten trat ein zweiter Mann. Diesen Mann kannte sie. Sie hatte ihre Finger durch sein Haar gleiten lassen. Sein Gesicht geküsst. Sie wusste, wie seine breiten Schulterblätter sich unter ihren Händen anfühlten. »Du hast mir das angetan.«

Lächelnd schoss er ein Foto. »Ich bin mit ihr fertig. Jetzt gehört sie dir.«

»Nein, bitte«, flehte sie.

Er gab keine Antwort, sondern wandte sich einfach ab. Er ließ sie zurück bei dem *Anderen*, der lächelte und eines der Messer auf der Werkbank auswählte.

»Lass mich nicht mit ihm allein!«, schrie sie.

Die Tür fiel ins Schloss.

Licht spiegelte sich auf dem Messer in der Hand des *Anderen*. »Ich werde dafür sorgen, dass es nicht mehr wehtut.«

Auch wenn sie vor Schmerzen kaum atmen konnte, bedeutete das immerhin, dass sie am Leben war. Ohne die Schmerzen wäre es aus mit ihr. »Ich will weg hier.«

Sanft strich er mit den Fingerspitzen über ihre Stirn. »Schsch. Das geht nicht.«

Bei der sanften Berührung erschauerte sie heftig. Und dann zog er die rasiermesserscharfe Klinge über die zarte Haut an ihrem Hals. Ein plötzlicher, durchdringender Schmerz. Gleich darauf quoll Blut aus der Wunde.

Sie holte Luft, aber ihre Lunge reagierte nicht. Erneut versuchte sie zu atmen. Nichts. Blinde Panik erfasste sie, und sie lenkte ihre ganze Kraft in ihre Lungenflügel.

Atme! Atme!

Ein gurgelndes Geräusch drang aus ihrer Brust, als die Luft durch die Wunde nach außen strömte. Immer mehr Blut sammelte sich um ihren Oberkörper. Sie krallte sich an den Tisch, klammerte sich an die letzte Verbindung zum Leben.

Immer wieder strich er ihr besänftigend über den Kopf. »Kämpf nicht dagegen an. Das macht es nur schlimmer. Nur noch ein paar Sekunden, dann ist alles vorbei, und ich bringe dich zu den anderen in die Wanne.«

Ihre Sicht verschwamm. Ihre Lunge, alles in ihr schrie nach Luft. Die sanften Finger streichelten ihr Haar und ihre Wangen.

»So hübsch.«

Seine Augen glänzten vor Freude. Je mehr sie nach Luft rang, desto mehr genoss er es. In den letzten Augenblicken ihres Lebens wurde ihr klar, dass der Anblick ihres Sterbens für ihn die reinste Wonne war.

Von den Rändern ihres Blickfelds kehrte die Schwärze zurück, und mit jeder Sekunde drang weniger Licht durch ihre Pupillen.

Sie hatte keine Luft mehr, um zu schreien.

Und dann, wie der letzte Vorhang im Theater, senkte sich die Finsternis endgültig herab.

Er sah sie an. Es war ein Wunder, dass sie vom Tisch geklettert war. Nach dem, was der *Erste* mit ihr gemacht hatte, war es erstaunlich, dass sie danach überhaupt noch am Leben gewesen war. Aber wenn sie dabei gestorben

wäre, hätte er getobt. Das Töten war seine Sache, seine wohlverdiente Belohnung.

Er hatte nicht erwartet, dass sie eine solche Kämpferin sein würde. Sie war eine schöne Frau, gewöhnt, ihr Äußeres als Mittel zum Zweck einzusetzen. Sie hatte die Härte nie erlebt, die das Leben manchmal mit sich brachte.

Er knipste einen Deckenstrahler an und betrachtete ihr Gesicht, das zerschunden und voller blauer Flecken war. Jeder, der sie jetzt gesehen hätte, wäre entsetzt gewesen. Es war ihm zuwider, wenn die Haut so übel zugerichtet wurde.

Doch zum Glück gingen ihre Verletzungen nicht tiefer. Die Haut war zwar zerfetzt, aber die Knochen waren fest und stark.

Sie würde sich wunderbar in seine Sammlung fügen.

1

Dienstag, 4. Oktober, 21:00 Uhr

Die blinkenden Lichter der Streifenwagen am Eingang zum Angel Park zerrten an Detective Malcolm Kiers Nerven, als er seine Polizeimarke aus dem Handschuhfach holte und sie sich um den Hals hängte. Die letzten drei Tage war er in den Bergen gewesen und hatte in der kleinen Hütte, die ihm dort gehörte, einen dringend benötigten Urlaub verbracht. Die Hütte lag im Shenandoah Valley direkt am See, auf einem zwölf Hektar großen Stück Land, das durch eine Schotterpiste, die sich ins Gebirge hinaufschlängelte, mit der Hauptstraße verbunden war. Der nächste Laden war dreißig Kilometer entfernt.

Die von ihm selbst erbaute Blockhütte hatte kleine Fenster mit Klappläden, die im Sommer die Mücken und im Winter die Kälte aussperrten. Vorne gab es eine Veranda mit Blick auf den See, doch sie bot nur Platz für zwei Stühle. Ein Generator erzeugte Strom für einen kleinen Kühlschrank, der primitive Herd wurde durch eine Propanflasche mit Gas versorgt. In der Küche gab es nur kaltes Wasser, und bis Malcolm den Kredit für das Land abgezahlt hatte, war ein voll ausgestattetes Badezimmer der Traum - die Realität war ein Plumpsklo.

Jeder normale Mensch hätte sich gefragt, was er mit so einer Hütte sollte. Doch Malcolm hatte sich schon beim ersten Blick auf das Grundstück zu Hause gefühlt. Inneren Frieden empfunden.

Nein, hier gab es keinerlei Komfort, aber genau das gefiel ihm. Er fand es gut, dass sich an diesem Ort nicht jeder einfach so wohlfühlen konnte. Er genoss es, dass er

hier keinen Straßenstaub roch, kein Sirenengeheul hörte und keine Verbrechensopfer sah.

Die meisten Cops, mit denen er zusammenarbeitete, hätten die vollkommene Stille verflucht, aber er liebte sie. Wenn er ein paar Tage Urlaub von seinem anstrengenden Job als Detective des Morddezernats machte, hatte er hier wegen des fehlenden Handyempfangs wirklich frei.

Seine Freundin Olivia hatte wochenlang darauf gedrängt, dass er sie mit zu seiner Hütte nahm. Er hatte nachgegeben, in der Hoffnung, dass sie über die fehlenden Bequemlichkeiten hinwegsehen und den Ort ins Herz schließen würde. Aber bei ihrem ersten und letzten Besuch war eine Schlange an ihren Füßen vorbeigeglitten, als sie gerade das Plumpsklo benutzte. Ihr Schrei hätte Gläser zerspringen lassen können. Sie war aus dem Häuschen gestürzt und hatte sich im Laufen die Hose hochgezogen, während er die Geistesgegenwart besessen hatte, nicht zu lachen. Er hatte die Schlange gefunden und Olivia erklärt, dass sie nicht giftig sei. Olivia hatte sich inzwischen wieder einigermaßen beruhigt und verkündet, das sei ihr egal. Sie werde nicht wieder herkommen. Sie liebe ihn zwar noch, aber dies sei ein Teil seines Lebens, an dem sie nicht teilhaben wolle.

Ein Lächeln zuckte um Malcolms Lippen, als er daran dachte, wie sie zu seinem Wagen gestapft war und dabei laut vor sich hin geschimpft hatte.

Während der letzten drei Tage hatte er sein Mädchen vermisst und war in Versuchung gewesen, hinunterzufahren und sie von der Stadt aus anzurufen. Aber die Verlockungen der Stille waren stärker gewesen als sein Redebedürfnis, und am Ende hatte er sich gar nicht bei ihr gemeldet.

Als Malcolm Kier noch dreißig Kilometer von Alexandria, Virginia, entfernt war, hatte sein Handy geklingelt. Das Geräusch, das er seit zweiundsiebzig Stunden nicht mehr gehört hatte, hatte ihn aufgeschreckt.

Ein Blick auf das Display hatte genügt, um zu wissen, dass der Anruf aus der Zentrale kam und sein Urlaub offiziell beendet war.

Jetzt holte er Holster und Revolver unter dem Autositz hervor und stieg aus. Er legte das Holster über seinem schwarzen Flanellhemd an und schlüpfte dann in seine Jeansjacke.

Angel Park war ein etwa fünf Hektar großes Naherholungsgebiet zwischen Duke und King Street. Es gab dort Picknickbereiche, Spielfelder für Ballspiele und jede Menge Platz für Kinder zum Fangen und Verstecken spielen.

An warmen Tagen wimmelte es hier wahrscheinlich von Familien, und man hörte Gelächter und das Quietschen von Schaukeln.

Es machte Malcolm wütend, dass der Mörder einen Ort besudelt hatte, der den Kindern gehörte. An Plätzen wie diesem hatten der Tod und das Böse nichts zu suchen. Andererseits hatte der Detective schon vor langer Zeit gelernt, dass Mörder gegen alle geltenden Regeln verstießen.

Malcolm sah zu dem gelben Absperrband hinüber und entdeckte seinen Partner, Detective Deacon Garrison. Garrison war ein hochgewachsener Mann, der die meisten anderen Polizeibeamten um Haupteslänge überragte. Malcolms Schultern waren genauso breit wie seine, vielleicht sogar muskulöser, aber mit seinen einsiebenundsiebzig musste Malcolm den Kopf in den Nacken legen, um seinem Partner in die Augen zu sehen.

Garrison verfügte über ein Tausendwattlächeln, das er gezielt einsetzte, um Zeugen zu entwaffnen, Richter für sich einzunehmen und Verteidiger zu verärgern. Kier hatte oft gewitzelt, mit diesem Lächeln könne sein Partner Kühlschränke an Eskimos verkaufen.

Malcolm stapfte an den uniformierten Beamten vorbei, nickte ihnen zu und tauchte unter dem Absperrband

hindurch. Er trat neben seinen Partner, der gerade einen nichtssagenden Flecken Erde betrachtete. »Nicht eben die Begrüßung, die ich mir für meine Rückkehr erhofft hatte.«

Garrison deutete ein Lächeln an. »Schönen Urlaub gehabt?«

»Jep. Der Wald weckt jedes Mal meine Lebensgeister.«

Garrison schüttelte den Kopf und schob eine Hand in die Hosentasche. »Wenn deine Hütte nur halb so schlimm ist, wie du sagst, verstehe ich nicht, wieso. Eigentlich müsste es genau umgekehrt sein.«

Malcolm zuckte die Achseln. »Hey, wenn du mich je richtig leiden lassen willst, musst du mich in deinen Hangar einsperren und an dem Blechhaufen arbeiten lassen, den du Flugzeug nennst.«

Garrisons Lächeln wurde breiter. »Es handelt sich um eine alte achtunddreißiger Beechcraft. Unter dem Rost verbirgt sich große Schönheit.«

»Wenn du es sagst, Boss.« Malcolm und sein Partner waren in vielerlei Hinsicht Gegensätze. Garrison konnte noch in den ärgsten Situationen lächeln und so tun, als wäre alles in bester Ordnung. Malcolm hingegen, der sich selbst als Pulverfass bezeichnete, ging schnell in die Luft und machte keinen Hehl daraus, wenn er verärgert war.

Mit einem Nicken wies Malcolm auf eine Stelle, die mit Scheinwerfern ausgeleuchtet und mit gelbem Plastikband abgesperrt war. Wahrscheinlich würden sie von den Anwohnern des Parks Beschwerden wegen des grellen Lichts zu hören bekommen. »Ist die Leiche da drüben?«

»Warte, bis du sie siehst.« Unbehagen vertiefte die Linien in Garrisons Gesicht. Sie schritten auf den Unterstand zu, der dem Wald am nächsten lag.

Malcolm wappnete sich innerlich und fragte sich, was ihn Schreckliches erwartete.

Auf einem Picknicktisch lagen Knochen, fein säuberlich zu einem Quadrat aufgehäuft. In der Mitte des

Knochenquadrats ruhte der Schädel und starrte Malcolm mit blicklosen Augen an.

Die Knochen waren weder von der Sonne gebleicht noch dunkel und modrig, als hätten sie lange unter der Erde gelegen. Sie waren cremefarben, seltsam glatt und vollkommen frei von Fleisch.

»Der Mörder hat sich Zeit für die Anordnung der Knochen genommen.«

Garrison nickte. »Ja.«

»Zeit, in der ihn jemand hätte beobachten können.« Malcolm stützte die Hände in die Hüften und beugte sich vor, um besser sehen zu können. »Er ist pedantisch. Detailversessen. Schätzt ein geregeltes Leben. Ist stolz auf seine Arbeit.«

»Kann schon sein. Der Täter wollte Aufmerksamkeit erregen.«

Malcolm versuchte sich vorzustellen, wie der Mörder die Knochen arrangierte und dann zurücktrat, um sein Werk zu begutachten. Der Detective hatte die Gabe, sich in die Menschen hineinzusetzen, denen er auf den Fersen war. Das machte ihn zu einem guten Polizisten, mitunter aber zu einem schlechten Freund, Sohn oder Bruder. »Das Knochenarrangement ist furchterregend und für die Polizei eine harte Nuss.«

»Klingt plausibel.«

»Ein normaler Mörder macht so etwas nicht.«

»Ganz bestimmt nicht.« Garrison stieß einen Seufzer aus. Im letzten Jahr war Alexandria von einer besonders ungewöhnlichen Mordserie heimgesucht worden. Die Täterin hatte ihre Opfer, allesamt Verbindungsstudentinnen, nicht nur zur Schau gestellt, sondern am ersten Tatort auch einen Brand gelegt, um Aufmerksamkeit zu erregen. Sie war inzwischen zu lebenslänglich verurteilt worden und saß im Gefängnis.

»Wo bleibt die Spurensicherung?« Malcolm musterte das halbe Dutzend Polizeiautos. Normalerweise war die

Spurensicherung vor den Detectives am Tatort.

»Ist auf dem Weg. Diese Einbruchsserie hält sie ziemlich in Atem. Im Moment drehen sie sich im Kreis.«

»Wer hat die Knochen gefunden?«

»Ein Polizist hat drei Jungs beobachtet, die gegafft und mit dem Finger in die Richtung gezeigt haben. Er hatte gerade Dienstschluss und ging mit seinem Hund spazieren. Als er sie gerufen hat, sind sie weggerannt. Aber der Hund ist ein ehemaliger Spürhund von uns.«

Malcolm grinste. »Sie sind also nicht weit gekommen.«

»Genau.«

»Wo sind sie jetzt?«

»Stehen sich da drüben die Beine in den Bauch«, sagte Garrison.

Malcolm sah drei halbwüchsige Jungs, die an einem Streifenwagen lehnten. Sie hatten die Arme verschränkt und gaben sich große Mühe, cool zu wirken, doch ihre gesenkten Köpfe verrieten inneren Aufruhr. Baggy Pants, weiße T-Shirts, Lederjacken mit gelben Halstüchern um den rechten Unterarm ließen auf eine Bandenzugehörigkeit schließen.

»Es könnte irgendwas mit Jugendgangs zu tun haben«, meinte Garrison. »Das Knochenarrangement könnte eine Art Initiationsritus sein. Knochen zu hinterlassen, wäre eine klare Botschaft.«

Malcolm musterte die Jungs. »Sie sehen nicht so aus, als wären sie clever oder auch nur geduldig genug, um Knochen aufzustapeln.«

»Man erlebt immer wieder Überraschungen.«

Malcolm blickte in Richtung des gelben Absperrbandes und sah einen dünnen Mann mit schütter werdendem Haar und Brille, in deren Gläsern sich das Licht der Scheinwerfer spiegelte. Paulie Sommers, Kriminaltechniker. Gründlich, kurz angebunden bis zur Unhöflichkeit.

»Was gibt's?« Paulie tauchte unter dem Absperrband hindurch und kam zu ihnen.

Malcolm machte ihm Platz. Er hatte immer Spaß daran, den Mann aufzuziehen. »Du bist auch nicht mehr der Schnellste.«

»Sag den Jungs vom Raubdezernat, sie sollen den Mistkerl schnappen, der überall in der Stadt in Juweliergeschäfte einbricht. Dann hab ich auch wieder Zeit für anspruchsvollere Verbrechen wie eure Morde.« Es klang sarkastisch.

»Ich werde ihnen ein Memo schicken.«

»Tu das.«

Die meisten Leute verstanden nicht, wie Polizisten im Angesicht des Todes so locker sein konnten. Doch genau diese innere Distanz und der schwarze Humor halfen ihnen, sich die Schrecken vom Leib zu halten, mit denen sie konfrontiert wurden. »Wir haben einen Haufen Knochen, ordentlich aufgestapelt. Ich brauche alles, was du hier in der Nähe an Hinweisen finden kannst.«

Paulie zwinkerte. »Eigentlich müsste es Fußspuren geben. Der Boden ist vom Regen gestern ganz durchweicht.« Er schaute zu der Menschenmenge hinüber, die sich jenseits des Absperrbandes versammelt hatte. »Aber wer weiß, wie viele von denen da drüben hier rumgelatscht sind und den Tatort kontaminiert haben.«

»Genau deswegen hat man dich gerufen, mein Freund«, sagte Garrison. »Du vollbringst schließlich Wunder.«

»Blas mir keinen Zucker in den Hintern.« Paulie hob seine Digitalkamera hoch und drückte ab. »Und jetzt verschwinde von meinem Arbeitsplatz.«

»Charmant wie immer«, sagte Malcolm.

»Du kannst mich mal.«

Garrison lachte. »Was ist denn los mit dir, dass du noch schlechtere Laune hast als sonst, Paulie?«

»Es ist scheißkalt hier draußen. Außerdem musste ich wegen dieser verdammten Raubüberfälle und weil Lorraine

Marcus immer noch in Mutterschutz ist, von einem Abendessen weg, das jetzt wahrscheinlich kalt ist.«

Malcolm legte sich dramatisch eine Hand aufs Herz. »Hör auf, sonst fange ich noch an zu weinen.«

Paulie murmelte etwas Unverständliches, und der Detective trat beiseite, damit der Kollege von der Spurensicherung die Knochensammlung ablichten konnte.

Malcolm massierte sich den Nacken und wünschte, er hätte sich aus dem Kofferraum einen Energieriegel mitgenommen. Es war ungefähr drei Stunden her, seit er zuletzt etwas gegessen hatte, und es würde eine lange Nacht werden.

Während Paulie weiter fotografierte, zog Malcolm einen Notizblock aus seiner Gesäßtasche. Der Kollege würde zwar alle Einzelheiten dokumentieren, Malcolm fertigte sich aber trotzdem immer eigene Zeichnungen vom Tatort an. Und er machte sich fortwährend Notizen, denn er wusste, dass das entscheidend sein konnte, wenn ihn im Gerichtssaal ein Anwalt am Wickel hatte. »Ich rede erst mal mit dem Officer, damit er endlich nach Hause kommt. Die Jungs können warten.«

»Lass dir Zeit«, sagte Garrison. »Paulie braucht noch eine Weile.«

Malcolm ging an den Uniformierten vorbei und fand den Polizisten und seinen Schäferhund hinten auf der Ladefläche eines roten Pick-ups. Der Mann trug Jeans und eine abgewetzte Lederjacke, hatte kurzes Haar, einen dichten Schnurrbart und rauchte. Der Hund lag auf einer Decke und schlief.

Als der Cop, der längst Feierabend hatte, Malcolm kommen sah, zog er ein letztes Mal an seiner Zigarette und drückte sie auf der Ladefläche aus. »Sie haben Fragen?«

Malcolm streckte die Hand aus. »Jede Menge. Ich bin Malcolm Kier.«

Der andere ergriff seine Hand. »Aus Richmond.«

»Schön zu hören, dass man mich kennt.«

»Alexandria ist ein großes Dorf. Ich bin Grant McCabe. Vom Drogendezernat.«

»Toller Ausklang für einen Abend.«

»Wem sagen Sie das.« Die Schultern des Cops sackten wie unter einem schweren Gewicht nach unten.

»Erzählen Sie mir, was passiert ist.«

»Ich bin um sieben Uhr nach Hause gekommen. Ich hatte zwar schon seit sieben Uhr früh Dienst, konnte aber erst nach sechs Uhr weg, weil ich in der Notaufnahme auf eine drogenabhängige Jugendliche aufpassen musste. Hab sie in der Nähe einer Crackhöhle aufgegriffen, die ich observiert hatte. Jedenfalls bin ich nach Hause gekommen, hab mich schnell umgezogen und bin dann direkt mit Striker rausgegangen. Er ist ein guter Hund, meistens kann ich ihn von der Leine lassen. Heute Abend ist er stehen geblieben, als wir in den Park kamen, und dann ist er wie ein geölter Blitz am Spielplatz vorbeigerast. Ich dachte, er wäre hinter einem Eichhörnchen her. Seit er im Ruhestand ist, wird der alte Striker im Oktober immer ein bisschen wunderbar. Es waren aber die Jungs, die um den Unterstand herumlungerten.«

»Haben sie zu dem Tisch geschaut, oder haben sie die Knochen da aufgestapelt?«

»Nur hingeschaut. Sie hatten die Arme vor der Brust verschränkt. Sie wirkten aufgeregt. Verstört, fast verängstigt.«

Das konnte von Bedeutung sein oder auch nicht. Mörder bekamen oft Angst, wenn ihnen klar wurde, was sie getan hatten. »Erzählen Sie weiter.«

»Ich rufe also hinüber und frage, was los ist. Statt zu antworten, hauen sie ab. Ich rase hinter ihnen her und fluche dabei wie ein Bierkutscher. Striker rennt vorneweg und bringt die Jungs zum Stehen. Als ich sie einhole, sind sie kurz davor, sich in die Hosen zu machen. Ich rufe Striker zu mir. Der alte Junge sah mächtig stolz aus. Um es kurz zu machen, ich zeige den Burschen meine Marke und

schleife sie zurück zum Unterstand. Striker fängt an zu bellen wie ein Verrückter.«

Der Schäferhund legte den Kopf schief und blickte zu McCabe auf. Der kraulte ihn zwischen den Ohren. »Ich leuchte also mit der Taschenlampe auf den Tisch. Da sehe ich Ihr Opfer.«

Malcolms Opfer. Er war noch nicht richtig aus dem Urlaub zurück und trug schon die Verantwortung für eine Leiche. »Sie haben es gemeldet.«

»Umgehend.«

»Irgendwelche Beobachtungen?«

»Ihr Partner hat schon alles abgefragt. Nein, ich hab nichts gesehen. Keine Autos auf dem Parkplatz, niemand, der sich im Wald herumgetrieben hat. Keine unheimlichen Geräusche oder Gerüche. Es war alles wie immer, bis Striker die Witterung der Knochen aufgenommen hat.«

»Danke, McCabe.« Malcolm schrieb sich die Kontaktdaten des Officers auf. »Wollen Sie nicht nach Hause gehen? Falls ich Sie brauche, weiß ich ja, wo ich Sie finde.«

McCabe stand vorsichtig auf, als täte ihm alles weh. »Bei Gott, ich spür's in den Knochen, dass der Winter bald kommt.«

»Sie sind zu jung für morsche Knochen, Mann.«

McCabe lachte. »Rugby in der Highschool und im College. Hat mich fertiggemacht.«

Striker sprang von der Ladefläche und trottete zur Fahrerseite des Pick-ups.

»Man sieht sich, Kier.«

»Klar doch, McCabe.«

Während Malcolm darauf wartete, dass Paulie Sommers am Tatort fertig wurde, ging er zu seinem Wagen und holte ein paar Energieriegel aus dem Kofferraum. Nicht gerade Haute Cuisine, doch sie würden den Hunger stillen, bis er etwas Richtiges zwischen die Zähne bekam.

Es war nach ein Uhr morgens, als der Kriminaltechniker verkündete, die Knochen könnten jetzt vom Tisch entfernt und in einem Leichensack verstaut werden. Er hatte die gesamte Umgebung abgelichtet, die genaue Lage der Knochen vermerkt und Abdrücke sämtlicher Fußspuren im Schlamm angefertigt.

Paulie kam mit gebeugten Schultern zu ihnen. »Ich hab die Pathologin angerufen und ihr Bescheid gesagt. Sie müsste jede Minute hier sein.«

Malcolm zog eine Augenbraue hoch. Die Pathologin, Dr. Amanda Henson, kam selten zu einem Tatort. Sie sah keinen Sinn darin, den Schauplatz eines Mordes aufzusuchen, solange sie im Autopsieraum alle Hände voll zu tun hatte.

Aber ein Fall wie dieser kam ihr vermutlich selten unter, und sie war bestimmt neugierig. Eigentlich hatte Malcolm nichts dagegen, wenn die Kavallerie hier auflief, denn er sagte schließlich auch nie Nein, wenn man ihn um Mithilfe in einer Mordermittlung bat.

Dr. Henson stellte ihren schwarzen Geländewagen hinter den Polizeiautos ab und stieg aus. Sie hatte ihr rotes Haar unter eine Baseballkappe gestopft und trug eine weite Regenjacke über ihren Jeans. Die Füße steckten in abgetragenen Turnschuhen.

Dr. Henson bewegte sich rasch und zielstrebig, mit einer Energie, die nicht recht zu dieser nächtlichen Stunde zu passen schien. Sie tauchte unter dem Absperrband hindurch und schüttelte Garrison, Malcolm und Paulie die Hand. Ihr Händedruck war schnell und fest, ihre Hände klein, fast schon zart, die Nägel kurz geschnitten. Malcolm hatte diese Finger bei der letztjährigen Weihnachtsfeier der Pathologie ebenso geschickt Gitarre spielen sehen, wie sie sonst bei Autopsien mit dem Bolzenschneider einen Brustkorb öffneten.

»Paulie hat mir gesagt, Sie haben hier einen ungewöhnlichen Fall.« Sie hob niemals die Stimme, doch